



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Katholische Erzähler der Neuzeit

Keiter, Heinrich

Paderborn, 1880

Adalbert Stifter.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15316

Adalbert Stifter.

Daß Stifter einen so großen Ruhm erlangte, daß seine Schriften in so weite Kreise drangen und gern gelesen werden von allen Freunden edlerer Lectüre, hat er, abgesehen von seinen dichterischen und künstlerischen Vorzügen, wohl in erster Linie der tief sittlichen Haltung, der moralischen Hoheit all' seiner Werke zu danken. Es dürfte kaum irgendwo eine Stelle zu finden sein, die man im Interesse der weiblichen und jugendlichen Leser lieber hinweg wünschte; Alles ist durchweht von dem Hauche jungfräulicher Reinheit; Inhalt und Geist, Handlung und Wort tragen den Stempel echter Frömmigkeit, echten Seelenadels und rührender Herzens-einfalt. Es ist nicht künstlich gemachte Frömmigkeit, nicht äußerlich aufgetragene Farbe, sondern des Dichters innerste Natur. Sowenig wie das Blatt des Baumes ein anderes Colorit zeigen kann als das ihm von der Natur bestimmte, sowenig kann Stifter in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen seine Natur verläugnen: christlich, fromm, aus innerstem Herzen katholisch. So ist der Gesamt-Eindruck seiner schriftstellerischen Arbeiten. Will man indessen nach einzelnen Stellen suchen, seine Katholicität zu beweisen, so ist es gar nicht schwer, solche zu finden. Nur ein Katholik kann den Gebrauch des Weihwassers so begreifen und andeuten, wie es Stifter (Studien III 35, Bunte Steine 51) gethan; so von der Verehrung zur Gottesmutter und dem hl. Meßopfer

sprechen, wie Stifter (Bunte Steine 50. 226); so die heil. Handlungen schildern, wie Stifter (Studien II 288). Ist man damit aber nicht zufrieden, will man es aus seinem eigenen Munde hören, so findet sich in „Bunte Steine“ auf S. 173 eine Belegstelle. Er spricht dort von den Festen der katholischen Kirche und hebt folgendermaßen an: „Unsere Kirche feiert verschiedene Feste, welche zum Herzen dringen. Man kann sich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingsten, und kaum etwas Ernsteres und Heiligeres als Ostern.“ U. s. w.

Indessen können solche Stellen wenig beweisen, der Geist des Ganzen ist allein maßgebend. Stifter legt seine Gesinnung in die Handlung, er läßt sie unvermerkt auf den Leser wirken, sie weht ihm wie Duft aus der Blüte wohlthuend entgegen. Es ist ein kindlich frommer Geist, der mit freudiger Gläubigkeit den Satzungen der Kirche folgt, wenig weiß von den Wirrnissen modernen Lebens, und sich unwillig abwendet von Allem, was mit dem Anstrich des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen eintritt in den eng umgrenzten, friedlichen Kreis seines Daseins. Wir finden nirgend in Stifter's Werken Begebenheiten und Ereignisse, die bedeutend abweichen von dem gewöhnlichen Gange des Lebens; jeder Leser kann sagen: das ist auch mir schon passirt, oder es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es an einem der nächsten Tage geschieht. Nur einmal geht Stifter über diese Grenze hinaus, in „Abdias“, aber nicht zu seinem Vortheil, denn er hat märchenhafte Motive in den sonst so natürlichen Verlauf der Erzählung verwebt. Stifter hat in der That nur ein geringes Erfindungs- und Combinationstalent, oder vielmehr, er versteht es nicht zu finden, Geschehenes zusammenzufassen, Eigenes mit dem Thatsächlichen innig zu verschmelzen, und so ein reich gegliedertes dichterisches Kunstwerk zu schaffen. Andererseits könnte man freilich auch vermuthen, daß Stifter mit wohl berechneter Absichtlichkeit seinen Werken

einen so hohen Grad von Schlichtheit verlieh. Denn er betont in der Vorrede zu „Nachsommer“ ausdrücklich, daß er einfach sein wolle gegenüber der Gespreiztheit der modernen Dichtkunst, die ihrem Verfall zugehe. Mordgeschichten voll leerer und schlechter Menschen wolle er nicht liefern. Indessen dürfte diese Selbstvertheidigung nur den Mangel an Erfindungskraft verdecken sollen; wer erfinden kann, der wird es nicht lassen wollen. Daß es Stifter aber nicht kann, beweisen seine Werke. Am frappantesten die historische Erzählung „Witiko“. Was geschieht in den drei Bänden des weitläufigen Romanes? Ein Minimum! Witiko kämpft für Herzog Wladislaus, verlobt sich, verheirathet sich und setzt sich zur Ruhe. Von romantischen Thaten zum geschichtlich Feststehenden ist nicht die Rede. Gerade so ist es in „Nachsommer“. Der Kern der ganzen Erzählung läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. In „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Großvaters“, „Der Hagestolz“, „Das Haidedorf“ ist die Handlung die denkbar einfachste. In „Feldblumen“ ist sie ein wenig complicirter, aber noch weit entfernt von einer novellistischen Verwicklung.

Aber, wird man fragen, womit füllt denn Stifter seine Bogen und Bände aus? Die Antwort ist leicht: mit den eingehendsten Schilderungen der Menschen, der Dinge und der Natur. Stifter ist seiner ganzen Anlage und Neigung nach dichterischer Maler. Lieft man Novellen wie: „Der Hagestolz“, „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Großvaters“, so wird man sofort gewahr, daß nicht die Handlung es ist, derentwegen der Dichter seine Phantasie in Thätigkeit setzt, sondern die Beschreibung, die Schilderung, und eben deshalb vermag man Stifter's Werke nicht leicht in eine der stehenden Kategorien der Dichtkunst einzurangiren. In erster Linie ist es die Natur, in ihren unzähligen Gestaltungen und Erscheinungen, der er seine ganze

Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmet. Unstreitig geht er darin weiter, als es die Gesetze der Dichtkunst erlauben. Welchen Eindruck macht es, wenn die Schilderung des Hochwald's nicht weniger als dreißig Seiten, die Darstellung von Victor's Wanderung zu seinem Oheim in „Der Hagestolz“ nicht weniger als ein und fünfzig Seiten einnimmt, während der ganze Umfang der ersten Novelle nur neunzig, der zweiten nur hundertzehn Seiten umfaßt! Das ist doch ein entschiedenes Mißverhältniß, man verliert das Ziel ganz aus den Augen, man verirrt sich in dem üppig wuchernden niedrigen Gestrüpp, anstatt unter lichten Bäumen zu wandeln. Der Leser geht mit den handelnden Personen spazieren, bewundert mit ihnen die Schönheiten der Natur, aber schließlich wird man verstimmt, daß immer die erwartete Handlung noch nicht eintritt. Dazu kommt, daß Stifter keineswegs bloß das Große, Erhabene der Natur darstellt, sondern auch das Winzige, Verschwindende mit gleicher Behaglichkeit. Für ihn hat Alles, was draußen webt und lebt, wächst und singt, seine Bedeutung. In gleichem Werthe steht bei ihm der Berg wie der kleine Hügel, der Wald wie der kleinste Strauch, die größte Blume wie das winzigste Gräschen, Alles umfaßt er mit gleicher Innigkeit. Auch das ist ein Mißverhältniß, wie es sich namentlich in „Der Nachsommer“ zeigt. Seitenlange Beschreibungen widmet er den verschiedenen Rosen- und Obstbaumarten, nicht als ob er eine Erzählung, sondern ein Handbuch der Rosen- und Obstcultur zu schreiben habe. Man braucht nicht einmal, wie es vielfach Kritiker gethan haben, auf Lessing's ästhetischen Codex, auf „Laokoon“ zurückzugehen, um derartige ausschweifende Schilderungen zu verurtheilen; jeder Leser fühlt das Unberechtigte heraus.

Häufig genug aber ist er in der Lage, dem Dichter dankbar zu sein für seine Schilderungen und ihm seine

Ausführlichkeit zu verzeihen. Denn Stifter ist Meister in der Naturmalerei, er ist dichterischer Maler aus innerstem Drange, aus innigster Liebe zur schönen Natur. Wie es Victor auf seiner Wanderung zum fernen Oheim geht, so dem Dichter: sein Herz geht auf in der unermesslichen Natur und vergißt die kleinen Leiden und Misereen der Alltäglichkeit. Und was er empfindet inmitten unendlicher Schönheit, das vermittelt er kunstvoll dem Leser. Es mag kaum einen Dichter, Sealsfield vielleicht ausgenommen, geben, der Aehnliches geleistet hat. Sealsfield übertrifft Stifter an Großartigkeit der Auffassung und Blut des Colorits — aber Sealsfield hatte auch vor sich das üppig wuchernde Leben der Trope, und das erklärt Alles — dagegen steht er weit unter Stifter an gründlicher, durch tiefes Studium erworbener Kenntniß der Naturerscheinungen. Wer im „Condor“ die Lichteffecte der oberen Regionen so meisterhaft zu schildern versteht, hat mehr gethan, als bloß die Wolken ziehen sehen. „Derartige Schilderungen des Details, mag das Auge des Malers auch ihre seltensten Farbenspielungen beobachten, sind doch nur möglich auf Grund naturwissenschaftlicher Studien, denen sich das Naturleben mit allen seinen Geheimnissen erschließt.“ (Gottschall.) Die Kunst besteht darin, das auf dem untersuchenden Wege des Verstandes Ergründete dem Leser dichterisch zu vermitteln. Es darf nicht ein Abwägen von Ursache und Wirkung sein, sondern zwanglos, ohne Andeutung des inneren nothwendigen Zusammenhanges, muß die Wirkung aus der vorher geschilderten Ursache hervorgehen. Das darzustellen ist Stifter unerreichter Meister. Eine einzige Stelle wird es dem Leser zu beweisen vermögen:

„Victor war nie auf einem so großen Wasser gewesen. Das Dorf zog sich zurück, und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte sich eine buschige Land-

junge hervor, und wuchs immer mehr in das Wasser. Endlich riß dieselbe gar von dem Lande ab und zeigte sich als eine Insel. Gegen diese Insel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, desto deutlicher hob sie sich empor, und desto breiter wurde der Raum, der sie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterschied endlich sehr große Bäume auf ihr, Anfangs so, als wüchsen sie gerade aus dem Wasser empor, dann aber auf bedeutend hohem Felsenufer prangend, das fallrecht mit scharfen Klippen in die Flut nieder ging. Hinter dem Grün dieser Bäume wanderte ein sanfter Berg, der von dem Abende lieblich geröthet war." (Studien III 45.)

Das ist, trotz der hohen Einfachheit des Gegenstandes, eine kunstvolle Schilderung. Die optischen Effecte sind genau berechnet und anschaulich zur Darstellung gebracht. Ferner:

„Es war unterdessen schon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunklen Wolkenstücken in Umarmung, andere ragten wie glühende Kohlen aus den Trümmern und Inseln des blaffen Himmels, schillerten ungesehen über dem Haupte des Jünglings.“ (Studien III 92.)

Es würde zu weit gehen, wollte ich weitere Schilderungen als Beispiele ausheben; eine jede Erzählung Stifter's bietet deren in Menge. Je kürzer sie sind, desto mehr Genuß bieten sie dem Leser. Namentlich „Das Haidedorf“ und „Abdias“ haben wahre Perlen echter Landschaftsmalerei aufzuweisen. „Ueberall zeigt sich, wie Carus Sterne treffend hervorgehoben, das Bestreben, uns eine besondere, mit Malertakt ausgewählte Landschaft vorzuführen, in allen Beleuchtungen, welche ihr die Tageszeit, in allen Wandlungen, welche ihr der freisende Gang der Monate zu geben vermag. Unübertrefflich sind insbesondere die Waldstudien, die Schilderungen des Waldes, mit seinem belebenden Hauche, mit seiner Urfrische und immer neuen wechselnden Gestaltung, wie er das Gebirge hinanklettert, und sich in zauberhaften Durchblicken nach den Thälern öffnet, dunkelumlaubte Bilder in leuchtenden Farben bietend.“ (Janssen.)

Stifter's Neigung zu eingehenden Beschreibungen zeigt sich auch bei den Verrichtungen und Gegenständen des gewöhnlichen Lebens. Witiko's Besuche, die erste Praxis des Urgroßvaters in „Aus der Mappe meines Urgroßvaters“, die Reisen des „Ich“ in „Der Nachsommer“, Essen und Trinken, Pferdeabspannen und Pferdetränken, Alles wird haar- klein beschrieben. Wie weit das gehen kann, mag folgende Schilderung eines höchst einfachen Vorganges beweisen:

„— so fing er im Winter, ehe die Erde fror, einen Zaun um die Wiese zu ziehen an, fuhr im nächsten Frühjahr damit fort, bis, ehe die Blümchen die ganze Wiese weiß und gelb überzogen, dieselbe von allen Seiten mit einem starken stattlichen hohen Gehege umgeben war. Er hatte die Pfähle aus Eichen gemacht, und unten anbrennen lassen, daß sie doch eine gute Zahl von Jahren hielten. Die Spelten zu den Mittelstücken waren Tanne, schlank gespalten und gut in einander geflochten — eine Art, wie man bei uns bis dahin die Zäune nicht gemacht hatte, und wie sie ihm in andern Ländern, die er früher besucht hatte, vorgekommen waren. Zur Einfahrt der Wagen in die Wiese hatte er eine Holzgitterthür machen lassen, die mit einem eisernen Schlosse verschlossen war. Schlüssel dazu wurden sieben verfertigt u. s. w.“ (Studien II 50.)

„Der Knecht holte nun eine Magd, welche in einem Kübel Wasser, dann Stroh und Sand brachte, um damit eine der hölzernen Kufen zu scheuern, die als Pferdefuttertrog vor dem Hause standen. Der Reiter war von seinem Tische aufgestanden, sah der Arbeit zu und leitete sie. Als sie fertig war, wurde die Kufe vor sein Pferd gestellt. Der Reiter nahm nun selbst den flachen, länglich runden Korb, in dem der Knecht Haber gebracht hatte, in seine Hände, schüttelte den Haber, und gab einen Theil davon, mit seinen Händen abmessend, dem Pferde in die Kufe. Als dieses davon fraß, und in seinem Essen fortfuhr, ging der Reiter wieder zu seinem Tische, setzte sich dort nieder und sah vor sich hin.

Nachdem eine gehörige Zeit vergangen war, stand der Reiter wieder auf und ging zu seinem Pferde. Er ordnete ihm neuerdings sein Futter, und gab ihm jetzt auch Heu, welches der Knecht gebracht hatte. Er blieb nun bei dem Pferde stehen.“ (Witiko I 11.)

Vergebens fragt man sich: Was bezwecken so eingehende, immer wiederkehrende Schilderungen von Alltäglichkeiten, von Berrichtungen, die der Feder eines Dichters in keiner Weise würdig sind? Homer durfte das thun, aber wir leben denn doch in einer anderen Zeit, und ein moderner Homer würde mit ein paar Worten darüber hinweg gehen. In der monströsen historischen Erzählung „Witiko“ nimmt die durchaus nicht interessante Versammlung der Herzoge und Bischöfe 56 Seiten, das Gericht über Witiko 30 Seiten, historische Erörterungen 22 Seiten ein. Das ist durchaus gegen die Natur des historischen Romanes, in dem Alles — weltgeschichtliche Situation, Charaktere und Conflict — ungezwungen aus der Handlung hervorgehen sollen.

Daß sich Stifter's Neigung auch auf die Costümmalerei und all' das Beiwerk eines historischen Romans erstreckt, ist klar. Ueberall dieselbe in's Minutiöse gehende Detailmalerei. Sogar der Stil hat vielfach darunter gelitten, wie folgende Proben beweisen mögen:

„An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Korn's, das Jemanden gehören mußte, Bäume umgaben es, die Jemand gezogen haben mußte.“ (Studien III 39.)

„Er knöpfte den Rock, den er an hatte, fest zu.“ (Studien III 113.)

„Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Kristallflasche, die hinter ihm auf einem Brette gestanden war, schenkte sich aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt. (Studien III 113.)

„— wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er sich verfiel, austreten mußten.“ (Studien III 73.)

Und solcher Beispiele könnte ich eine ganze Menge anführen, zum Beweise, wie sehr Stifter's Talent sich mit dem Ueberflüssigen beschäftigt, wie wenig er das rechte Maß kennt.

Das Alles sind große Mängel, allerdings, aber sie vermögen unserm Dichter von seiner Bedeutung nichts zu

rauben; hätte er sie nicht, wäre er noch höher zu stellen, aber er ist auch so noch groß genug. Es liegt in seinen Skizzen und Novellen ein Schatz von Poesie verborgen, reich genug, ein Duzend moderner Erzähler glänzend auszustatten. Doch der Schatz liegt tief; wer ihn finden und sich an seiner schimmernden Pracht erfreuen will, muß in sich selbst die Wunschelruthe tragen; wer sie nicht hat, wird die meisten der Stifter'schen Novellen gänzlich unbefriedigt aus der Hand legen, ja, wer Dichterwerke nicht anders zu lesen gewohnt ist, als nach einem opulenten Mittagmahle behaglich auf dem Sopha ausgestreckt, wird bald in Morpheus' Armen liegen. Stifter setzt bei seinen Lesern ein so überaus feines Empfindungsvermögen voraus, als er selbst es besitzt, er verlangt vom Leser ein mit der Lupe bewaffnetes geistiges Auge, ein Hineinleben in die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens. Wer nur am Außerlichen haftet, nur für grobe Eindrücke empfänglich ist — der greife nicht nach Stifter's Werken, er findet nicht die Spur des Gesuchten. Denn über Allem, was Stifter in den „Studien“ geschrieben, schwebt ein idealer Hauch: Begebenheiten und Charaktere sind durchaus nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben — aber wie ist Alles dargestellt! Des Dichters Kunst schleift kostbare Diamanten aus werthlosen Feldsteinen, die als keines Menschen Eigenthum offen auf dem Boden liegen. Wie der Dichter das erreicht, ist sein Geheimniß; es zu ergründen wäre so erfolglos, wie der Versuch, den Ursprung des Blumenduftes zu erforschen. Die Analyse zerpflückt die Blume, der Duft entschwebt in lichte Regionen, der kahle Stengel aber bleibt zurück; wer den größten Schaden dabei hat, das ist der Zuschauer, hier der Leser. Wer Stifter kennen lernen will in seiner ganzen Größe, muß zu seinen Werken greifen. Glänzte er durch hervorragende Erfindungsgabe, so wäre es ja leicht, seine Dichtungen zu charakterisiren;

aber es liegt eben Alles in der Zartheit der Empfindung, in der Feinheit der Darstellung. Wer vermöchte in einem noch so eingehenden Referate die überreichen Schönheiten einer Novelle wie „Feldblumen“ wieder zu geben, die Großartigkeit des „Abdias“, die tiefführende Anmuth des „Hagestolz“? Wer wollte ihn wiedergeben, den reizenden, so leicht hüpfenden und doch so tiefsinnigen Humor in der erstgenannten Novelle? Den melancholischen Reiz der Novelle „Das alte Siegel“?

Am schönsten zeigt sich unstreitig die Eigenartigkeit des Stifter'schen Talentes in der Novelle „Feldblumen“. Wie bescheiden der Titel! Es sind Blumen, die durch die Kraft und Satttheit des Colorits an exotische Gewächse mahnen, denen aber die Weichheit und Innigkeit heimischer Blumen nicht fehlt. Die einfache Herzensgeschichte ist von großer Schönheit, die Charaktere sind durchweg brillant. Namentlich ist der Erzähler selbst eine äußerst liebenswürdige Person, die uns ganz für sich einnimmt. Von welch' reizendem Humor sind die Briefe des Helden an Titus durchweht, ein Humor, der uns Einblicke in ein reiches und tiefes Gemüth verstatet.

„Ein Tagebuch ist eigentlich nur für den Führer desselben ansprechend, und ich müßte Dich schlecht lieben, mein Titus, wenn ich Dich erbarmungslos durch alle Tage meines Kalenders schleppte. Als wir an jenem Abende auf dem Rigi, mitten unter kalten Reisebeispielen von Engländern, Beide zwar so arm wie Kirchenmäuse, aber toll und lustig genug, Abschiedsfeste feierten, und in unserer Lyrik erst unsere Namen tauschen wollten, dann aber dieses sogar zu dürftig fanden, und versprachen unser ganzes künftiges Leben auszuwechseln d. h. uns gegenseitige gewissenhafte Tagebücher zu senden. — Als Alles dies vorfiel, konnte es doch unmöglich so gemeint sein, daß ich Dir jeden fahlen Tag übermache, der mich in dieser Hauptstadt überfällt, welche Hauptstadt mir oft kleinstädtisch genug und abgeschabt verkommt, gegen die freie gewaltige Residenzstadt der Natur. Du bist wohl noch der alte Narr, und ein hiesiger Freund, oder besser gesagt, nur ein

Bekannter, den ich unlängst erwarb, Amielm Ruffo, sagte, ich sei auch ein großer, aber unschädlicher, d. h. für Andere, mir selber aber beständig im Rechte. Es kann sein, und wenn Du eine stichhaltige Beschreibung eines Narren auftreibst, so sende sie schleunigst, dann läßt sich die Sache eher entscheiden — bis jetzt wußte ich keine. Bleibe fürerst nur der liebe, gute, schönheitsbegeisterte Narr, als welchen ich Dich kenne und ich will Dich einige Millionenmal mehr lieben, als die andern gescheidenten Leute.“ (Studien I 34.)

Ein nicht minder kunstvoll gezeichneter Charakter ist der „alte drollige“ Engländer Aston, der mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit für Freude und Vergnügen sorgt, sich tagelang mit Geheimnissen herumträgt, die schon Jedermann weiß. Die Mädchengestalten sind von hoher Anmuth und Frische. Die Heldin der Novelle, Angela, ist eine Idealgestalt aus Jean Paul'schen Regionen; man glaubt jeden Augenblick, sie müsse unseren Augen entschwinden.

Auch in Bezug auf die Schilderung ist Stifter in dieser Novelle am glücklichsten gewesen, die Schattenseiten seiner Malerei verschwinden völlig. Eine herrliche Schilderung enthält z. B. der zweite Brief, „Beilchen“ überschrieben.

In „Abdias“ zeichnet uns Stifter in großartigen Zügen das Bild eines Abkömmlings des auserwählten Volkes, aber ohne die Schattenseiten eines modernen Juden. Dieser Jude stößt uns nicht ab, im Gegentheil, er hat unsere ganze Sympathie. Wir bewundern die unbeugsame Energie seines Wesens, eine Energie, die nie das Ziel des Lebens aus dem Auge verliert, und, tausendfach zurückgeworfen von den Wogen des Lebens, immer wieder dem Ende zustrebt; die es sich nicht verdrießen läßt, stets wieder von vorn anzufangen. Abdias kennt nicht Ruhe, nicht Rast; Gold sammeln, reich und mächtig werden ist die Aufgabe seines Lebens. Mögen alle Schrecken der Wüste ihn bedrohen, räuberische Menschenhände ihn von Allem entblößen — er kennt keine Furcht und kein Genügen. Seine stolze Natur sehnt sich

nach Macht und Ansehen. Wenn er auf seinem Wüstenrosse thront, dann erweitert sich seine Brust; Räuber kommen:

„Abdias selber wurde empor gerissen, er hatte sein schwarzes Angesicht hoch gehoben, seine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunklen Antlitz weiße Sterne, der Mund rief weittönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Brust gleichsam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dünnen Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von sich gestreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet.“

Für wen ringt Abdias? Für sein Weib Deborah, das ihn nicht liebt, weil die Blattern ihn häßlich gemacht, für sein Kind Ditha, dem Gott das Augenlicht nicht geschenkt hat. Das ist mit so erschütternder Treue dargestellt, daß man sich tiefer Rührung nicht erwehren kann.

In „Der Hagestolz“ löst Stifter das Problem, die verknöcherte Seele eines alten Menschenfeindes weich werden zu lassen, durch den Einfluß eines jugendlichen Herzens. Es ist hochdichterisch, wie des Alten Seele nach und nach erzittert unter dem Drucke einer seit Jahren ungewohnten Gefühlsregung; wie sie sich gleichsam sträubt gegen die Tyrannei „unmännlicher Schwäche“; und wie schließlich die edle Natur siegt über die Kruste bitterer Erfahrungen.

Stifter läßt den Empfindungen nicht allzu großen Raum. Er öffnet uns nicht das Herz des Individuums, daß wir mit größter Klarheit sehen, was in ihm vorgeht; sondern aus den Handlungen muß der Leser sich ein Bild des augenblicklichen Gemüthszustandes machen. Das ist echt künstlerisch und wirkt am eindringlichsten auf die Phantasie des Lesers. Unwillkürlich, unbewußt, mit Blitzesschnelle empfindet unsere Seele, was augenblicklich das Herz einer Person freud- oder leidvoll bewegt. Der Dichter drängt uns nimmer eine Empfindung auf, er verlangt gar nicht von uns, daß wir das Dargestellte mit gleicher Innerlichkeit empfinden; aber er weiß, daß Leser von gleicher Feinsichtigkeit

nicht anders empfinden werden als er. Macht es doch auch er nicht anders, den wir seit Jahrhunderten als den Meister epischer Darstellungsweise bewundern, der alte Homer! Wie zart, gleichsam verschämt, deutet er an, was die Seele der holden Nausikaa erzittern läßt in ungewohnten Schwingungen, als sie den „göttergleichen“ Odysseus einkehren sieht in die traute Behausung ihres Vaters! Keine blendende Schilderung — die einfache Thatsache bietet Homer seinen Lesern. Man hat den alten Dichter der Empfindungslosigkeit beschuldigt, während dieser Vorwurf dem empfindungslosen Leser gemacht werden muß.

Es kann indessen nicht geläugnet werden, daß in den jüngeren Werken Stifter's, namentlich in „Witiko“, eine Marmorkälte herrscht, die den Leser eifig berührt. Was Kunst sein soll, erscheint hier als Manier. Und das geht so weit, daß in „Witiko“, in allen drei Bänden, nicht ein einziges Mal gelacht wird! Welch' ein Unterschied gegen die Wärme der kleinen Novellen!

Auch im Stil stehen die drei Bände der „Studien“ höher als alles Andere, was Stifter geschrieben. Manchmal werden wir an Jean Paul erinnert, manchmal an Goethe. Hier Bilderfülle, prächtige Gleichnisse, überraschende Wortspiele — dort vornehme Ruhe, vorsichtig berechneter Periodenbau mit den gewähltesten, elegantesten Wendungen. Stellen wie:

„Im Uebrigen reitet er unterschiedliche Steckenpferde und thut seiner Kappe jährlich ein paar Schellen und sauberes Pelzwerk zu, was ihm wohl Du und ich am wenigsten verargen können, denen gewiß derlei Glocken und Streitrosse nicht ausbleiben werden. Und am Ende ist mir ein phantasiereicher Greis mit seinen paar zugehörigen Narrheiten lieber, als jene erloschenen Menschen, die sich vorgestorben sind und ihren Körper, wie das leere Fach der Seele hinfristen.“

(Studien I 51.)

„... arglos eine wahre Kumpelkammer eines Herzens aufthut, worin Plunder und Kleinodien liegen, die nur Niemand geordnet hat, weil die einzige Hand, die es konnte, und der er es mit geduldigster Liebe überlassen hätte, längst schon im Grabe liegt — die seiner Gattin, deren leise, schöne Tritte in der Plunderkammer oft deutlich sichtbar werden, wenn der Zufall das eine oder andere unnütze Tuch von ihnen abhebt.“ (Studien I 51.)

„Mozart theilt mit freundlichem Angesichte unschätzbare Edelsteine aus, und schenkt jedem etwas; Beethoven aber stürzt gleich einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk; dann hält es sich die Hände vor den Kopf, damit es nicht blutig geschlagen wird, und geht am Ende fort, ohne den kleinsten Diamanten erhascht zu haben.“ (Studien I 58.)

„Er war ihr wieder gegenüber gesessen, sein leuchtendes Antlitz zu ihr empor gewendet, umwallt von dem flüssigen Gold der Haare, angeschaut von den zwei vollen Sternen ihrer Liebe.“ (Studien I 229.) könnte Jean Paul geschrieben haben. In „Witiko“ dagegen haben wir den reinen Chronikensstil mit seinen seltsamen Schnörkeln und Zickzack-Linien. Das soll naiv sein, ist aber nur affectirt. Hier kann Stifter nicht sagen, wie er es in der Vorrede zu „Der Nachsommer“ thut: er habe in der Form die Einfachheit der Antike vor Augen gehabt, und viele, besonders moderne Leser, würden verblüfft sein, weil die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden wären. Ich möchte glauben, daß über Stifter's „Witikostil“ alle Leser „verblüfft“ werden. Wie ganz anders macht sich dagegen der rein objective Stil in „Abdias“:

„So hatte Aron gesprochen und den Sohn hinausgeführt zu den Palmen, wo das Kameel lag. Dann segnete er ihn und tastete mit seinen Händen auf dem lockigen Scheitel seines Hauptes. Esther lag drinnen, auf dem Teppiche, schluchzte und schlug mit den Händen den Boden. (S. 193.)

Dann wieder, wie Abdias sieht, daß seiner Ditha das Licht der Augen wiedergeschenkt ist:

„Bisweilen, wenn ein kurzer Stillstand des Gespräches war, stand er auf, rang in der Finsterniß die Hände über seinem Haupte, oder er krampfte sie in einander, wie man in Holz oder Eisen knirscht, um die innere Erregung abzuleiten.“ (S. 195.)

Das ist echt homerische Ursprünglichkeit und Naivetät!
In den „Studien“ haben wir einen geist- und gefühl-
belebten Dialog — in „Witiko“ giebt es Gespräche von
unsagbarer Inhaltlosigkeit:

„Darauf sagte Wladislaw: „Ich werde Dir später antworten,
Wratiskaw.“ Otto, sprich.

Otto sagte: „Ich rede, wie Wratiskaw geredet hat.“

Dann sagte Wladislaw: „Leopold, sprich.“

Leopold antwortete: „Ich rede wie Wratiskaw.“

Dann sagte Wladislaw: „Spitihnew, sprich.“

Spitihnew entgegnete: „Ich rede genau so wie Wratiskaw.“

Dann sagte Wladislaw: „Wladislaw, Sohn Sobeslaw's, sprich.“

U. s. w. (Witiko III 167.)

„So sind wir fertig“, sprach der Kaiser „Hochwürdiger Erz-
bischof von Mainz, wie nennt man das, was Mailand übt?“

„Empörung“, sagte der Erzbischof.

„Und Du von Köln“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, antwortete der Erzbischof von Köln.

„Und Du von Trier“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, antwortete der Erzbischof von Trier.

„Und ihr Andern“, fragte der Kaiser.

„Empörung“, riefen Alle.“ (Witiko III 344.)

Und dazu wirkt die Verbindung der Dialoge durch die
unvermeidlichen — sagte, antwortete, entgegnete, erwiederte,
schließlich so ermüdend wie das ewige „Ja, Conrad!“ in
„Bunte Steine“. Wir wollen indessen ganz davon absehen,
die „Studien“ bleiben des Dichters bestes und würdigstes
Denkmal.

Von Stifter's Leben läßt sich nur wenig erzählen. Er
wurde geboren den 23. October 1805 in Oberplan am
Böhmerwalde, als Sohn eines Leinwebers. „So in den
beschränktesten Kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwachsend, er-
hielt er die ersten, mächtig nachwirkenden Anregungen von
der umgebenden Natur: der düstere Böhmerwald mit seinen
Waldseen, die Moldau mit ihren Felsufeln und Burgen

prägten sich tief in das Gemüth des Knaben." (Gottschall.) Im Jahre 1818, nach seines Vaters Tode, brachte ihn sein Großvater in die lateinische Schule der Benedictiner-Abtei Kremsmünster, wo sich sein poetisches Talent schüchtern entwickelte. Nach acht Jahren bezog er die Universität Wien, die Rechte zu studiren. Mächtiger als das Jus zogen ihn aber historische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien an. Nach Vollendung der juristischen Studien ertheilte er Unterricht in oben genannten Fächern, und blieb bei dieser Beschäftigung bis 1848. In seinen Mußestunden schrieb er die „Studien“, die er anfänglich in der That nur als Studien betrachtete, ohne jede Rücksicht auf etwaige Veröffentlichung, nur das Drängen seiner Freunde bewog ihn zur Herausgabe. Inzwischen hatte er sich, im Jahre 1837, verheirathet, und zwar mit Amalia Mohaupt, der Tochter eines Offiziers. Im Jahre 1849 wurde er Schulrath und Schulinspector für Ober-Oesterreich, und blieb es bis 1865. Andauernde Kränklichkeit zwang ihn, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Leider genoß er der unfreiwilligen Muße nicht lange, denn am 28. Januar 1868 starb er zu Linz. Seine sämtlichen Werke umfassen siebenzehn Bände, unter denen die „Studien“ und „Bunte Steine“ die besten sind.